

Poetische Grenzüberschreitungen : Jeremias Gotthelf und Wilhelm Raabe

Autor(en): **Luginbühl, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **63 (1983)**

Heft 11

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-164045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Emil Luginbühl

Poetische Grenzüberschreitungen: Jeremias Gotthelf und Wilhelm Raabe

Albert Bitzium und das Weserbergland

Wenige Tage bevor Wilhelm Raabe die Feder ansetzte zu seinem Lebenswerk, entsank sie dem gewaltigsten schweizerischen Epiker für immer: Jeremias Gotthelf starb am 22. Oktober 1854, kurz nach seinem 57. Geburtstag. Er konnte also schon darum keine Kenntnis nehmen von seinem norddeutschen Kollegen; er hätte es aber wohl auch nicht getan, wenn ihr Leben noch ein Stück weit parallel verlaufen wäre, denn er war äusserlich und innerlich zu stark in Anspruch genommen von seinem Amt, den Anforderungen des Tages und seinem eigenen dichterischen Werk. Aber er hat als junger Mann Raabes Heimat mit offenen Augen durchwandert und dort bedeutsame nachwirkende Eindrücke empfangen. Die Berichte, in denen er seine Erlebnisse schildert, sind zwar in erster Linie Zeugnisse seiner geistigen Entwicklung – eine Reihe von Jahren vor Beginn seiner dichterischen Laufbahn –, verdienen aber sicher auch die Aufmerksamkeit der Freunde Wilhelm Raabes.

Im Frühling 1821 bezog der 23^{1/2} Jahre alte Theologe Albert Bitzium die Universität Göttingen, die von Bernern gerne besucht wurde, war doch ihr berühmter Landsmann Albrecht von Haller 1736–1753 eine Säule der jungen Hochschule gewesen. Bitzium hatte an der Berner Akademie, einem Mittelding zwischen Obergymnasium und Hochschule, seine theologische Ausbildung erhalten und darauf ein Jahr lang als Gehilfe seines Vaters in Utzenstorf, einer bäuerlichen Gemeinde des sogenannten Oberaargaus, sich praktisch mit seinem künftigen Beruf vertraut gemacht. Darnach folgte nun ein Wanderjahr, denn er wollte nicht nur an einer richtigen Universität seine wissenschaftliche Ausbildung vervollständigen, sondern auch ein tüchtiges Stück von der Welt sehen, in der richtigen Voraussicht, dass er dazu später keine Gelegenheit mehr finden werde. Unter den Göttinger Theologen sprach ihn besonders Gottlieb Jakob Planck an, der die christlichen Lehren aus Zeit und Umständen ihrer Entstehung heraus zu begreifen suchte. Durch ihn wie auch durch Herders *«Ideen zur Philosophie*

der Geschichte der Menschheit» wurden seine Anschauungen von Gottes Offenbarung in der Geschichte (ebenso wie in der Natur!) wesentlich bestimmt.

Der wirklichkeitshungrige Student sah sich aber auch gründlich um in der Stadt und deren Umgebung und glossierte in seinen Briefen allerhand Vorkommnisse, wie etwa den Besuch durch den Landesherrn, recht respektlos und drastisch. Die Heimat Raabes durchquerte er zum ersten Mal, als er zusammen mit zwei andern Bernern anfangs August nach Bad Pyrmont ritt, worüber er in einem Brief an seine Halbschwester Marie ausführlich und launig berichtete. Über den Solling kam die kleine Kavalkade nach Holzminden, das für Raabe die *«kleine stille Stadt meiner ersten Kindheit»* war (Bd. 2, S. 14)¹. Sie gefiel auch dem jungen Berner ausnehmend, schreibt er doch:

«Da nun liessen wir uns wohlsein, und das Städtchen gefiel uns so wohl, dass wir beschlossen, heute da zu bleiben . . . Holzminden ist ein charmantes Städtchen an der Weser, die ein bisschen hier der Aare bei Büren gleicht. Überhaupt mahnte mich dieses ganze Tal frappant an das Aaretal von Büren bis Solothurn. Da wars, wo wir beinahe in einen Pfarrhof einbrachen, er war so schön gelegen gegen die Weser zu, hatte einen so charmanten Baumgarten, dass wir lange davor standen . . . Es tat uns wohl, wieder in einer hübschen Gegend zu spazieren . . .» (Erg.bd. 4, S. 31).

«Charmant» ist aber auch die Tatsache, dass sich der Berner und der Braunschweiger hier, genauer: bei der Schilderung von Pfarrhof und Baumgarten, treffen. Lesen wir doch in den *«Kindern von Finkenrode»* (Finkenrode ist bekanntlich Holzminden):

«Die Oberpfarre liegt so idyllisch, wie nur jemals ein Pastorenhaus in einem Gedicht gelegen hat, auf einer kleinen Anhöhe, rings umgeben von einer ziemlich hohen Mauer, über welche gewaltige, heute freilich entlaubte Nussbäume und Lindenbäume ragen . . .» (Bd. 2, S. 69).

Weniger erfreut zeigt sich Bitzius dann aber über den Zustand der Strassen, auf denen er am nächsten Tage nach Pyrmont zu reiten hat:

«Die Leute hier machen sichs bequem; statt eine Strasse zu machen, hauen sie nur die Bäume zu einer Allee aus, dass man wisse, wo es durchgehe, und überlassens dann jedem, zu suchen, wie er kann und mag. Überhaupt sind die Wege hier über allen Begriff; wo man Chausseegelder fordert, da heisst der Weg Chaussee.»

Es bleibe dahingestellt, wie nahe der Briefschreiber hier der Wahrheit bleibt; groteske Übertreibungen liebt ja auch der Dichter Jeremias Gotthelf. – In Pyrmont fesseln den jungen Theologen das ihm neue modische Leben, der Damenflor und das Theater.

Von ungleich grösserer Bedeutung ist aber die fünfwöchige Ferienreise, die Bitzius im September antrat, teils zu Fuss, teils zu Wagen, anfangs allein, später auch mit zufälligen Weggefährten. Über diese Reise hat er

einen Bericht geschrieben, der zwar nur die ersten zehn Tage umfasst und lediglich für seine Angehörigen und zur eigenen Erinnerung bestimmt war; gleichwohl darf er als das erste schriftstellerische Erzeugnis von Gotthelf angesprochen werden (Erg.bd. 12, S. 95–160). Der Gotthelf-Forscher Werner Günther sagt darüber: «*Gotthelfs schriftstellerischer Charakter ist in diesem Tagebuch in einigen wesentlichen Punkten schon deutlich sichtbar*», und er nennt als solche seine scharfe Beobachtung, die Neigung zu moralischer Reflexion, die Freude am Menschlich-Originellen, seinen Kampfesifer gegen das Unwahre und seinen Heimatstolz². Allerdings ist vom begabten Schriftsteller bis zum schöpferischen Dichter noch ein grosser Schritt.

Doch begleiten wir den Wanderer nun durch die Heimat Raabes. Der Reiseweg ist diesmal ein wesentlich anderer als im August, denn das Ziel ist Bremen. Am 10. September kommt er nach Eschershausen, also fast auf den Tag zehn Jahre, bevor Raabe dort geboren wurde. Über den Ort selber hat er nichts zu melden, und doch fesselt ihn dort etwas, nämlich ein «*wunderliebliches Mädchen*»:

«Die hochgewachsene vierzehn Jahre alte Gestalt war nach hiesiger Bauernart nur mit einem groben Hemd und einem Gloschli (Unterrock) verhüllt, die nackten Füsschen staken in alten Schuhen und alles hatte nicht das reinlichste Ansehen. Aber aus dem groben Hemd guckte ein Gesichtchen hervor, das mich, was ich sonst nicht leiden mag, übersehen, ja noch reizend finden liess . . . : noch nicht aufgeblüht zur prachtvollen Rose, war das Ganze zusammengedrängt, und die Züge fielen nicht auf . . . Gar nicht satt konnte ich mich an ihren Füsschen sehen; so klein und schmal ist wohl manches andere, aber keines von ihnen ist barfuss herumgelaufen und hat vor meinen Augen nackt in alten Schlarpen gesteckt» (S. 103).

Wir führen die Stelle an, weil sie an manche solche Mädchenbilder in Gotthelfs Werken erinnert, aber kaum an ein anderes mehr als an das arme, liebe Meyeli in «*Anne Bäbi Jowäger*», also in einem Werk, auf das wir gerade wegen der Beziehung zu Raabe zu sprechen kommen werden. Werner Günther hält es sogar für möglich, dass Gotthelf zwanzig Jahre später dieses Bild aus dem Unbewussten heraufgeholt habe, als er dem süss erschrockenen Jakobli das Meyeli vor die Augen stellt, das ihm in holder Unschuld unter dem dünnen Kitteli hervor ein braunes Füsschen entgegenstreckt³.

Es geht weiter, der Weser zu:

«Der Weg war äusserst angenehm, Fusssteige führten uns durch die Wiesen, . . . durch liebevolle romantische Täler.»

Und bald darauf heisst es auch von den Ufern der Weser, sie seien «*sehr hübsch, zuweilen romantisch*». Der junge Bitzius stand eben, ungeachtet seiner realistischen Natur, unter dem Bildungseinfluss der Romantik, wie er

denn auch Jean Paul liebte. – In Bodenwerder mieten er und sein Reisegefährte einen Kahn, «*da ich gerne einmal auf der Weser gefahren wäre, um desto besser ihre Ufer zu sehen*». Es ist aber «*ein elendes Fahrzeug*», offenbar noch älter als der «*langgediente Kahn*» von Vater Klaus («*Alte Nester*»); und wenn dieser meint: «*So 'nen Wasserlauf soll man nur recht kennen*», so hatten auch die beiden Wanderer Gelegenheit dazu: «*Je weiter wir kamen, desto mehr blies uns der Wind entgegen . . . , hohe Wellen jagten unsern gebrechlichen Kahn beinahe wieder stromaufwärts.*» Bitzius war froh, nach fünf Stunden in Hameln wieder an Land gehen zu können, hatte sich aber während der Fahrt zwischen dem Wasserschöpfen doch umgeschaut und auch Münchhausens gedacht.

Beim Weiterwandern in Richtung Bückeburg ist Bitzius immer aufs neue entzückt von der «*lieblichen*», ja «*wunderlieblichen*» Gegend:

«Kirchdorf reiht sich an Kirchdorf, wenigstens zwanzig boten unsern Blicken sich dar, von denen eines schöner als das andere schien . . . ; ihre dichtgedrängten, roten Ziegeldächer in den wie Wald aussehenden Obstgärten gewähren einen äusserst einladenden Anblick» (S. 106).

Aber gleich darauf geht es so weiter:

«Kommt man aber hinein, ist die Schönheit auf einmal verschwunden. Kot bedeckt die Strassen knietief, aus Kot sind die Häuser erbaut . . . Elende Bäume bilden die Obstgärten . . . ; ich möchte ebenso gerne in einem Schweinestall wohnen als in einem deutschen Dorf.»

Nun mag allerdings der Unterschied gegenüber den stattlichen Siedlungen in Bitzius' Heimat gross gewesen sein, und über «*schmutzige Dörfer*» wird auch im «*Horacker*» geklagt (Bd. 12, S. 295), aber diese handgreiflichen Übertreibungen lassen doch das Urteil des Herausgebers Kurt Guggisberg als berechtigt erscheinen: «*Das Fremde abwägend und gerecht zu beurteilen ist ihm nicht gegeben. Er bewundert oder verwirft*» (S. 283). Und das gilt weitgehend auch noch vom späteren Gotthelf! Und ähnlich summarisch heisst es über die Landleute im Bückeburgischen: «*Alle sehen mehr oder minder Hudelpack ähnlich.*» – Man darf gleichwohl in solchen Äusserungen nicht nur schweizerische Überheblichkeit erblicken. Lebendiges Mitgefühl für das Volk und Empörung über dessen Missachtung sprechen sich immer wieder aus. So erwähnt er den Festungsbau im preussischen Minden und bemerkt dazu: «*Wahrscheinlich glaubt der König, feste Mauern schützen besser als die Liebe des Volkes*» (S. 111), und später heisst es – noch heute zeitgemäss: «*Das allgemeine Menschenrecht fordert, dass der welcher einen Krieg führen soll, auch sagen darf, ob er ihn führen will*» (S. 130).

Wir müssen es uns versagen, auf die Fülle von lebhaft erzählten Begeben-

heiten und scharfen Beobachtungen einzugehen. Nur ein Beispiel: Tändeleien von ihm und zwei anderen Studenten mit Bauernmädchen hindern ihn nicht, die hier geübte andere Art der Flachsbearbeitung zu beobachten (S. 124).

Auch auf dieser Reise hätte er *«gar zu gerne in die Pfarrhöfe hineingeguckt»*, und ganz in der Art des späteren Gotthelf lässt er eine lange Betrachtung folgen über Erfordernisse und Aufgaben des geistlichen Amtes:

«Das ist die grosse Kunst, die so wenige zu üben verstehen, jedem Menschen seine eigene Form zu lassen, dasjenige, was Gott in ihn gelegt hat, auszubilden, dass es nicht ungeweckt bleibt oder erstickt wird» (S. 108).

Es wurde dem künftigen Seelsorger unerwartet viel mehr gewährt, als er sich gewünscht hatte, denn durch seine Begleiter wurde er eingeführt im Hospitium zu Loccum, dem ersten modernen lutherischen Predigerseminar. Hier wirkte als Provisor Arnold Heinrich Wagemann, ein Mann von umfassender Bildung, *«Arzt und Prediger nebeneinander auf ausgezeichnete Weise»*. Die Unterhaltung mit diesem Mann, obwohl durch dessen Taubheit erschwert, beeindruckte den jungen Schweizer aufs tiefste:

«Auf hohem Stuhl sitzend, glich er einem alten Seher, der, die Zukunft erschauend, seinen Schülern das Kommende verkündigt und das Gegenwärtige erklärt. Nicht genug kann ich bereuen, dass ich das Gespräch nicht sofort aufgeschrieben, da ich mich jetzt nur noch unzusammenhängender Bruchstücke erinnere» (S. 121). «Nur einen Tag sah ich diesen Mann, aber teuer wurde er mir und nützlicher als viele, die durch lange Mühe meine Dankbarkeit erworben; immer wird er mir unvergesslich bleiben» (S. 123).

Wir haben allen Grund anzunehmen, dass dieses *«unvergesslich»* nicht nur unter dem frischen Eindruck des Erlebten Geltung hatte. Kurt Guggisberg geht kaum fehl mit der Vermutung, dass Gotthelf in dem edelsten Seelenhirten, den er schildert, nämlich dem alten Pfarrer in *«Anne Bäbi Jowäger»*, nicht nur sein Pfarrerideal, sondern auch Züge dieses Theologen in Loccum widergebe⁴.

Wir haben das Weserbergland eigentlich schon verlassen, aber das Erlebnis in Loccum wirkt doch als ausdrucksstarker Abschluss der Wanderung durch dasselbe. Es sei nur noch kurz erwähnt, dass Bitzium, auf Bremen verzichtend, nach Hamburg fuhr, wo er sich wieder gründlich umsah und auch das Theater nicht vergass. Hier bricht der Reisebericht leider ab. Die weiteren Stationen waren Lübeck (der Reisepass lautete eigentlich bis Kopenhagen), die Insel Rügen, die ihn eher enttäuschte (wie auch das Meer), dann Berlin. Hier erkrankte er, wohl infolge der auch für seine kräftige Konstitution zu grossen Anstrengungen und Entbehrungen der Reise. Wiederhergestellt kehrte er nach Göttingen zurück.

Das Ende des Wintersemesters und damit auch seines Urlaubs erwartete Bitzium mit einiger Ungeduld, denn seine durchaus aktive Natur verlangte

wieder nach praktischer Tätigkeit in Kirche und Schule. Er ist dann aber doch in einem grossen Bogen durch die östlichen Gebiete Deutschlands (Leipzig, Dresden, Nürnberg, München) nach der Schweiz zurückgekehrt, vieles unbeachtet lassend, dem der «gebildete» Reisende nachläuft. Er kam auch durch Weimar, aber der Gedanke an den Olympier liess ihn kalt.

Am Sonntag vor Pfingsten 1822 stand Vikar Bitzius wieder auf der Kanzel von Utzenstorf. Gerne hätte ihn die Gemeinde nach dem Tode seines Vaters 1824 als dessen Nachfolger behalten, aber die Wahlvorschriften der Bernischen Kirche, die eine längere Tätigkeit als Vikar verlangten, standen dem entgegen. Nach weiterem Dienst in einer anderen Gemeinde des Obergeraues (Herzogenbuchsee) und in Bern kam er am Neujahrstage 1831 im emmentalischen Lützelflüh an, als Betreuer dieser recht weitläufigen Gemeinde, wo er nun bis an sein Lebensende wirkte. Und hier trat nach vier Jahren neben den Pfarrer Albert Bitzius der Dichter Jeremias Gotthelf.

Wilhelm Raabe und die Schweiz

Während Gotthelf in jungen Jahren einen grossen Teil Deutschlands gesehen hat, ist Raabe erst im reifen Mannesalter zweimal in die Schweiz gekommen, aber nicht tiefer ins Land hinein und nur im Zusammenhang mit Reisen in benachbarte Gebiete. Es fehlt aber in seinen Werken nicht an Anspielungen auf die Schweiz und Schweizerisches, wenigstens von «*Abu Telfan*» an, also seit seiner Stuttgarter Zeit.

Im Sommer 1869 weilte Raabe, zusammen mit seiner Familie sowie dem Ehepaar Jensen am Bodensee, vor allem in Bregenz. Doch auch das schweizerische Ufer trat in seinen Gesichtskreis. Als Ort für Sommerfrische wird im «*Christoph Pechlin*» (Bd. 10, S. 352) Rorschach genannt, was uns heute unglaublich klingt, und in «*Eulenpfingsten*» lässt er den ehemaligen Burschenschafter Fritz Hessenberg, dem die Bekanntschaft mit den Gefängnissen der Restaurationszeit die Heimat verleidet hatte, nach Romanshorn auswandern, wo er «*Lohgerber und geschätzter Bürger des Kantons Thurgau*» wird (Bd. 11, S. 419). Eindrücke vom Aufenthalt in Bregenz und im Bregenzerwald haben bekanntlich ihren Niederschlag gefunden in der köstlichen Erzählung «*Der Marsch nach Hause*», von der uns hier aber nur das auf die Schweiz Bezügliche interessieren darf. Gleich am Anfang wird ja in grossen Zügen und gleichzeitig bemerkenswert genau die Aussicht auf die St. Galler, Appenzeller und – soweit noch sichtbar – Graubündner Berge geschildert, die offensichtlich auch Raabe, den Menschen des Hügellandes, gewaltig beeindruckte. Aber mit dem Raum wird auch

seine Geschichte vergegenwärtigt. Dazu gehören auch die Freiheitskämpfe der Appenzeller, die nach anfänglichem unwiderstehlichem Überfluten der umliegenden Landschaften 1408 vor Bregenz eine Niederlage erlitten. Mit deren Erwähnung präludiert der Dichter auf Ereignisse der Schwedenzeit: die in den Bregenzerwald Eindringenden finden einen blutigen Willkomm durch die wehrhaften Wälderinnen; Korporal Knäckabröd bleibt allerdings am Leben – und im Lande. «*Die Schweizer reden immer von ihrem Heimweh*», heisst es (Bd. 9, 2. Teil, S. 286); aber auch ein Schwede kann davon gepackt werden ...

Raabe und seine Begleiter unternahmen auch eine kleine Reise nach Graubünden, und ihren Weg lässt der Dichter ebenfalls den armen Sir Hugh im «*Pechlin*» einschlagen, der «*vor dem gespenstischen Fatum seines Lebens*», seiner ehemaligen – und leider doch noch nicht ganz ehemaligen – Frau nach Florenz fliehen will. Mit komisch-trockener Pedanterie werden die Etappen der Reise, die Übernachtungs- und andere Orte vom sanktgallischen Rheintal über Chur und die Viamala bis zum Hotel Travi (richtig: Fravi) in Andeer aufgezählt (Bd. 10, S. 309 ff.). Raabe macht sich lustig über die «*halb in romanischem, halb in deutschem Kauderwelsch geschriebenen Tagesblätter*», was natürlich eine arge Übertreibung ist, wie auch – und noch mehr –, wenn er den kleinen Ortschaften im Domleschg (zu denen er dem Reim auf Bonaduz zuliebe auch noch das liechtensteinische Vaduz nimmt) eigene solche Lokalzeitungen zuschreibt. In Andeer kehrt Sir Hugh wieder um, weil ihm gemeldet wird, sein «Fatum» sei auch in Florenz; auch Raabe und seine Begleiter kehrten dort um, aber wohl planmässig. Leicht möglich, dass auf diesem Ausflug gemachte Erfahrungen in der «*Prinzessin Fisch*» nachklingen, wenn dort recht anzüglich von «*Veranden im Schweizerstil vor Restaurationen mit Schweizerpreisen*» die Rede ist (Bd. 15, S. 233).

Das zweite Mal überschritt Raabe im Herbst 1880 die Grenze, als er mit Wilhelm und Marie Jensen, die er in Freiburg i. Br. besucht hatte, eine kleine Reise in den Schwarzwald und in die Schweiz machte, dabei aber offenbar nicht weiter als in den Jura kam. Von der Fro(h)burg, einer Jurahöhe nördlich von Olten, so genannt nach einer früheren stattlichen Burg, erblickte er die Berner Alpen. Er hatte also besseres Wetterglück als der Zeichenlehrer Windwebel («*Horacker*»), der drei Wochen in der Schweiz war «*mit einem Schnupfen und ohne vor Nebel und Regen die Alpen gesehen zu haben*» (Bd. 12, S. 319). Nebel scheint zwar auch Raabe gesehen zu haben, aber nicht um und über sich, sondern unter sich, als Nebelmeer, wenn man die Anspielung auf seine «*Frohburg-Nebel*» in dem Brief an die Jensens vom 19. Oktober so verstehen darf. Er stand auf über 800 m ü. M., und so hat er ganz wörtlich über die Schweiz hinweggesehen.

Am 24. September fuhren die drei Touristen noch nach Basel, «um die Holbeins zu sehen», wie Raabe seiner zu Hause gebliebenen Frau berichtete. In seinem Werk hat diese Reise offenbar keine weiteren Spuren hinterlassen.

Die anderen Anspielungen auf die Schweiz, die sich in seinen Dichtungen finden, stehen nicht im Zusammenhang mit eigenen Erfahrungen. In seiner Stuttgarter Zeit war er den helvetischen Gauen und Dingen noch näher, und da konnte das Gespräch etwa darauf kommen. So lässt er denn in «*Deutscher Adel*» einen Schwaben schimpfen über «*das Malefiz-Vetterlesewe, was wir uns von die freie Schweiz zuerst hergeholt habe*» (Bd. 13, S. 240). Der Mensch sucht ja bekanntlich die Ursachen eigener Fehler gerne anderswo. Die Schweizer dürfen auch die Verantwortung dafür ablehnen, dass der Phantast Pechlin «*neben anderen glorreichen Unterfangungen*» davon träumt, «*die Schwäbische Republik zu gründen und sie als dreiundzwanzigsten Kanton an die schweizerische anzuhängen*» (Bd. 13, S. 240).

Verhältnismässig oft kommen in den Erzählungen Raabes Anspielungen vor auf die «*Töchterinstitute*», schweizerisch ausgedrückt, also auf Erziehungsinstitute und Pensionen für junge Damen. Diese wurden in der Westschweiz zu einer Zeit, als Kenntnis der französischen Sprache und französisch-feiner Umgangsformen noch zum guten Ton der «besseren» bürgerlichen Gesellschaft gehörte, auch von Deutschland aus oft aufgesucht, wahrscheinlich auch aus Raabes Bekanntenkreis. Es ist wohl kein Zufall, dass die Anspielungen darauf, wie überhaupt auf Schweizerisches, mit dem «*Abu Telfan*» in der Stuttgarter Zeit einsetzen. Frau Claudine in der Katzenmühle vernimmt weit aus der Ferne «*das Summen und Kichern des hübschen, bunten, leichtherzigen und leichtsinnigen Kreises*» bei Madame Babillot in Lausanne; sie gedenkt der Racine-Aufführungen im beherrschten Stil der klassischen französischen Tragödie – sie, die seither in eine so brutale Lebenstragödie hineingezerrt worden ist (Bd. 7, S. 118). Für den weltfremden Professor Reihenschlager im «*Abu Telfan*» ist umgekehrt der Gedanke an ein solches Institut am Genfersee schrecklich, denn dorthin hat ihm sein ehemaliger Lieblingsschüler seine Tochter Serena entführt. Wenn ihm die beiden dann den Vorschlag machen, «*durch seinen Beistand das internationale Institut auf die höchste Stufe pädagogischer Vollkommenheit zu heben*» (S. 370), dann machen sie sich zur Beschwichtigung ihres Gewissens etwas vor, denn: «*Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute.*» – Dieser Satz steht bekanntlich in der fast surrealistisch zu nennenden Hochsommersgeschichte «*Vom alten Proteus*» (Bd. 12, S. 239), und auch hier kommt ein solches Institut in Lausanne vor. Der Name seiner Inhaberin, Madame Septchaines (Siebenketten), lässt aller-

dings auf engere und strengere Erziehungsmethoden schliessen als bei Madame Babillot. Gleichwohl geht Ernesta Piepenschnieder, die dort gute Sitten lernen sollte, mit ihrem geliebten Hilarion durch zum Waldbruder Konstantius, von dem Hilfe kommen soll – und dann ja auch kommt. Allerdings wünscht sie sich in ihrer Angst lieber zu weiteren drei Jahren Erziehung nach Lausanne zurück (S. 212 und 243). – Aus Lausanne zurückgekehrt, aber hoffentlich nicht von Madame Septchaines, ist auch das «*wirklich niedliche Kind*», mit dem im vierten Kapitel von «*Im alten Eisen*» Hofrat Dr. Brokenkorb «*einige Augenblicke von Lausanne, dem Genfer See und der französischen Schweiz im allgemeinen*» spricht – und sicher sehr schön! (Bd. 16, S. 360).

Aber die Zeiten ändern sich, und man hört aus anderen pädagogischen Provinzen der Schweiz Schauerhaftes. An der Universität Zürich studieren selbst Damen, und sogar «*kurzgeschorene*», wie der Dichter in der Einleitung zum 8. Kapitel von «*Kloster Lugau*» mit gespielter Entrüstung meldet; als düstere Zukunftsaussicht taucht sogar das «*politische Stimmrecht der Weiber*» auf.

Keineswegs nur gespielt ist aber, um auch eine politische Äusserung Raabes aus einem Briefe anzuführen, seine Entrüstung über einen Vorfall im demselben Zürich. Die deutsche Kolonie hatte dort am 9. März 1871 eine «*Friedensfeier*» in der Tonhalle veranstaltet, worauf französische Internierte und Schweizer aus Arbeiterkreisen den Festsaal stürmten («*Tonhallekrawall*»); Militär musste die Ruhe in der erregten Stadt wieder herstellen. Raabe spricht empört und spöttisch von den «*biedereren Schweizern*» (Erg.bd. 2, S. 162). Allerdings ist zu sagen, dass es sich in Tat und Wahrheit um eine angesichts des neutralen Gastlandes nicht gerade taktvolle Siegesfeier gehandelt hatte; der Friedensvertrag wurde ja erst am 10. Mai unterzeichnet.

Gerne würde man etwas vernehmen über Raabes Verhältnis zur zeitgenössischen schweizerischen Literatur. Möglicherweise geben die Tagebücher darüber näheren Aufschluss. Einige Andeutungen kann man indessen doch auch den Briefen entnehmen. Im Jahre 1903 schreibt er an die Grossherzogin von Oldenburg im Rückblick auf die Entstehung der «*Chronik der Sperlingsgasse*» im Winter 1854: «*... in einem anderen Teile der Stadt sass ein Anderer und schrieb an den ‚Leuten von Seldwyla‘ und schaute dabei vielleicht gleichfalls in den ersten Schnee jenes Jahres*» (Erg.bd. 2, S. 447). Dieses zeitliche Zusammentreffen erwähnte Raabe übrigens schon in einem Briefe von 1900 (S. 412), und aus demjenigen an die Grossherzogin ist die Hochschätzung Gottfried Kellers besonders deutlich herauszulesen. Wenn er fortfährt: «*Nun liegt der Eine von den Beiden lange in seinem Grabe zu Zürich ...*», so liegt darin doch wohl der Aus-

druck näherer Anteilnahme. – Im Jahre 1899 hatte Raabe den bayrischen Maximiliansorden erhalten; er schreibt darüber an Edmund Strater: «*Mein Stern hat vielleicht in Kilchberg in Konrad Ferdinand Meyers Schublade gelegen. Das ist der letzt-Verstorbene der Abteilung für Kunst gewesen*» (S. 410). Ob sich Raabe durch diese Nachfolge geehrt fühlte, wird nicht recht klar. Meyers vornehme, aber eher steile und spröde Kunst sagte ihm vermutlich weniger zu als Kellers naturnahe, reiche und tiefe Menschlichkeit.

In persönliche, aber nur momentane Fühlung trat Raabe mit dem vierzehn Jahre jüngeren Carl Spitteler, der der Basler Landschaft entstammte, und in dessen Epos «*Olympischer Frühling*» in eigenwilliger Weise alte Mythologien mit modern-pessimistischer und ironischer Weltbetrachtung verbunden sind. Er scheint Raabe nicht ganz unbekannt gewesen zu sein (der heutigen Welt ist er es leider weitgehend geworden), denn dieser schreibt am 27. Februar 1909 an Wilhelm Kosch: «*Gestern hatten wir Karl Spitteler hier. Auch ihm schien es in unserem Kreise zu behagen.*» – «*Das ist ja grade so, als sässe ich mal wieder an Gottfried Kellers Tisch*», sagte er einmal (Erg.bd. 2, S. 485). Also wieder Gottfried Keller! – Um für Spittelers – übrigens recht mannigfaltiges – Werk die Wege zu ebnen, hat in der Schweiz niemand mehr getan als sein Freund Josef Viktor Widmann, Dichter auch er, aber vor allem verdient als einflussreicher Literaturrezendent am Berner «*Bund*». Als solcher war er offenbar auch Raabe bekannt, der am 23. Februar 1893 an Siegmund Schott schrieb: «*Auf Dr. Widmanns Wort über das Buch (,Gutmanns Reisen‘) freue ich mich sehr*» (S. 324). Die Besprechung ist dann auch erschienen (verzeichnet in Bd. 18, S. 475); wie sie lautete und ob sie Raabe befriedigte, vermag ich nicht zu sagen.

Bei den angeführten Textstellen herrscht ein ironischer Ton vor, doch den liebt Raabe ja auch sonst. Nirgends erscheint ein einzelner Schweizer als handelnde Person. Doch beides ändert sich im letzten Werk, das Raabe noch vollendet hat, in «*Hastenbeck*», dem wir uns im folgenden nun zuwenden.

«Hastenbeck» und «Anne Bäbi Jowäger»

In «*Hastenbeck*» spielt bekanntlich der Zürcher Balthasar Uttenberger, Hauptmann in einem Schweizer Regiment in französischen Diensten, eine wichtige Rolle als Helfer in der Not. Der schweizerische Leser freut sich, in diesem Soldaten mit der «*verwetterten Reisläufervisage*» nun doch noch einem Landsmann von der besseren Art zu begegnen, nachdem er im «*Odfeld*» hatte vernehmen müssen, dass unter den wüsten französischen Marodeuren «*die Schweizer wieder die schlimmsten*» gewesen seien

(Bd. 17, S. 37). Uttenberger versteckt den zum Soldaten gepressten und später desertierten Blumenmaler Pold Wille unter seinem Bett im Pfarrhaus zu Boffzen vor den französischen Häschern und macht so die Fluchthilfe durch die Wackerhahnsche erst möglich. Dass die Rettung paradoxerweise gerade durch den alten Haudegen und die rauhe ehemalige Marketenderin erfolgt, ist auch eine Wirkung von «*Gottes Wunderwagen*», der ebenfalls durch ihr Leben gerollt ist. Auf vielen Wegen hat er Balz Uttenberger geführt, bis er an der Weser auf sein letztes Stündlein warten muss. Wenn Raabe zwar fabuliert, der Waisenknabe aus Zürich habe seinem «*Götti*» (Paten) am Uri-Rotstock das Vieh gehütet, dann ist zu sagen, dass solche Beziehungen zwischen dem reformierten Zürich und dem katholischen Uri damals ganz undenkbar waren. Der Hauptmann ist seinerseits kurz vor dem Ende seiner militärischen und irdischen Laufbahn einem Landsmann begegnet, sogar aus seiner engeren Heimat – und doch aus einer ganz anderen Welt. In dem blutbefleckten Band mit den Idyllen von Salomon Gessner, einem Modebuch der damaligen Zeit, den er vom Schlachtfeld aufgelesen, hat der weitunggetriebene Söldner staunend einen Blick getan in ein Traumreich von Frieden, Glück und – zum höchsten – sanfter Trauer. Und da er im Blumenmaler und dessen Geliebter, der Ziehtochter der Pfarrersleute, nun gewissermassen Daphnis und Chloe aus der Welt der Idylle vor sich sieht, ist er um so mehr bereit, den Liebenden zu helfen.

«*Bigott*» ist das erste, was wir aus dem Munde von Uttenberger hören; so und mit einem schweren Seufzer antwortet er auf Pastor Holtnickers Lesung über «*Gottes Wunderwagen*» aus dem «*Kabinettsprediger*» von Cober. Und mit schweizerdeutschen – und auch halbschweizerdeutschen – Brocken ist auch seine Rede fernerhin gespickt, vor allem natürlich, wo diese gefühlsbetont ist. So bei Beteuerungen wie «*bym Eid*», «*uf mi armi türi Seele*» (statt Seel). Dann natürlich bei Schimpfwörtern. Eine geballte Ladung von solchen schleudert der zornige Hauptmann gegen den verzagten Liebhaber des «*Bienchens*», den er tituliert: «*Du Göhl, du Lädi, du Möff*», was alles etwa «*blöder Kerl, Tropf*» bedeutet (Bd. 20, S. 78 und 79). Der «*Tüfel*» oder gar der «*Utüfel*» wird angeführt, der Wirrwarr der Welt als «*Tüfelsuflat*» bezeichnet. Der häuslichen Sphäre gehören an: «*Herrli, Knechtli, Muetterli, Meitschi oder Meitli, Bürschli, Bübli* (statt Büeбли), *Bueb, Lausbueb* (statt Lusueb), *Chindli, Kinderfraueli, Weibli* (statt Wibli), *Jumpfere* (Dienstmagd), *Täubli* (statt Tübli), *Immli*» (alle meist S. 75 ff.).

Auffällig ist nun aber, dass diese Wörter oder Wortformen, soweit sie nicht (wie allerdings die meisten) allgemein-schweizerisch sind, nicht an Züritütsch erinnern, sondern an Bärndütsch; so vor allem «*Meitschi*». Die Erklärung ist einfach: sie stammen aus dem Roman «*Anne Bäbi Jowäger*»

von Jeremias Gotthelf, den Raabe in der 1882 erschienenen «*Neuen wohlfeilen Ausgabe*» des rührigen Verlages Springer in Berlin besass⁵. Dem Buch war ein Verzeichnis der Mundartausdrücke beigegeben, verfasst von Gotthelfs Schwiegersohn Albert von Rütte, was sehr nötig war, sind doch viele Stellen, öfters mehrere Seiten lang, in Mundart gehalten, die übrigens Gotthelf nicht konsequent behandelt. Was nicht darin vorkommt, konnte Raabe analogisch bilden, so «*Tüfelsuflat, Lausbueb, Kinderfraueli*» (bei Gotthelf «*Fraueli*» und – derb bernisch – «*Kingemeitschi*»).

Wir müssen wegen den Beziehungen zu «*Hastenbeck*» noch etwas auf das Werk des Pfarrers von Lützelflüh eingehen, das zu seinen machtvollsten gehört. Es erschien in zwei Teilen 1843/44 und sein genauer Titel lautet: «*Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht.*» Die Anregung dazu kam von der Berner Regierung, die eine kurze Erzählung belehrenden Inhalts wünschte, um der weitverbreiteten Kurpfuscherei entgegenzuwirken. Die Ausführung wuchs aber weit über den begrenzten Auftrag hinaus. Das Problem der Kurpfuscherei und ihrer tieferen Ursachen verbindet sich mit dem Gegensatz zwischen der «*triebhaft beschränkten tyrannischen Mutterliebe*»⁶ Anne Babis und der reinen, selbstlosen Liebe, wie sie in Meyeli verkörpert ist, das als «*Söhniswyb*» in das dumpfe Jowägersche Haus einzieht und dieses allmählich erhellt. Aber sie hat es nicht leicht. Der junge Arzt Rudi und dessen Oheim, der weise alte Pfarrer von Gutmütigen (auch Gotthelf liebt sprechende Namen), stehen ihr nach Kräften bei. Anne Bäbi hat einst mit ihrem «*Doktern*» den pockenkranken Sohn um ein Auge gebracht, sie verschuldet nun auch den Tod ihres ersten Enkels und fällt in Verzweiflung. Der junge, frömmelnde Pfarrvikar, auch er ein (geistlicher) Kurpfuscher, will sie durch Zerknirschung zum Heil führen und bewirkt einen Selbstmordversuch. Auch der junge Arzt ist kein freier Mensch. Er glaubt nur an die Wissenschaft, läßt sich zu viel Verantwortung auf und ist unzugänglich für die Lehre des Oheims, dass auch der Arzt ein Sachwalter göttlicher Geheimnisse sei. So reibt er sich in seinem Berufe auf. Selber todkrank, mahnt er noch den jungen Jowäger, besser zu seiner Frau zu sehen. Mit der Trauer um den Toten endet – ziemlich abrupt – die Geschichte, die weitgehend auch tragische Züge aufweist.

Dieser kurze Blick auf Gotthelfs Roman zeigt, dass zwischen ihm und «*Hastenbeck*» aufs Ganze gesehen keine Verwandtschaft besteht. Gewisse, wohl doch nicht ganz zufällige Ähnlichkeiten in Einzelheiten sind aber nicht zu verkennen. So in der Zusammensetzung der Hausgenossenschaft des Pfarrhauses zu Boffzen und des Berner Bauernhauses. Hier wie dort neben den Eltern ein Kind, ein Knecht und eine Magd. Das Zusammenleben ist in der Familie Holticker allerdings besser, aber auch hier hat die

Hausfrau ganz entschieden die Vorherrschaft, wenn auch nicht in der primitiv-tyrannischen Art von Anne Bäbi.

Und beiden Müttern werden die – unter sich allerdings denkbar verschiedenen – Pläne zur Verheiratung der Kinder durch deren eigene Wahl durchkreuzt. Vor allem aber drängt sich der Vergleich auf zwischen dem «*Bienchen*» (oder «*Immeken*»), das als Findelkind ins Pfarrhaus gekommen ist, und dem Waisenkind Meyeli, das von Jakobli ins elterliche Haus geführt wird. Beide bringen «*einen Strahl von der Welt Lieblichkeit*» in eine – wenn auch aus sehr verschiedenen Ursachen – recht unliebliche Welt. Die von Meyeli ausgehende Strahlungskraft tritt allerdings unvergleichlich überzeugender in Erscheinung. Das mag zum Teil mit der breiteren epischen Form zusammenhängen. Vor allem aber: das Anliegen von Raabe ist ein ganz anderes. Für ihn steht im Mittelpunkt die Existenz des Menschen zwischen Idylle und Krieg⁷, überhaupt die Paradoxien des Lebens. Die alte «Hexe» Wackerhahn ist ein rettender Engel, Pastor Störenfreden ein Mann des Friedens; umgekehrt fehlt es Pold Wille am Willen.

Die Frage liegt nahe, ob Raabe auch andere Werke Gotthelfs gekannt hat und ob sich Spuren bei ihm nachweisen lassen. Darüber hat seinerzeit Franz Hahne gehandelt in einem Aufsatz «*Jeremias Gotthelf und Raabe*»⁸. Der Verfasser schreibt aufgrund eingehender Kenntnis und mit Wärme über den Berner, den er allerdings gelegentlich nazistisch einfärbt⁹. Nach ihm wären diese Spuren recht zahlreich, doch scheinen mir seine Argumente nicht durchwegs stichhaltig zu sein. Er geht zunächst aus von formalen Dingen, von Wörtern und Satzformen. Er glaubt, Raabe habe schon zur Zeit, als er die «*Chronik der Sperlingsgasse*» schrieb, Gotthelf gekannt, und verweist auf die «*unübliche*» Satzform: «*Es war ein wunderlicher, dein Vater*» (Bd. 1, S. 102). Das soll aus «*Geld und Geist*» stammen, wo es einmal heisst: «*Er ist e kuriose, üse Ätti*». Indessen steht bei Raabe wenige Seiten vorher (S. 96) der Satz in vollständiger, normaler Form: «*Es war ein sonderlicher Mann, dein Vater*». Das Wort «*währschaft*» (in der Bedeutung «*dauerhaft, solid*») ist allerdings ausgesprochen schweizerisch und kommt bei Gotthelf oft vor; Raabe hat es einmal in den «*Alten Nestern*» (Bd. 14, S. 233); Übernahme wäre möglich. Dagegen ist «*meisterlos*» (Bedeutung: «*ungezogen, zügellos*»), das einmal in «*Holunderblüte*» und in «*Im Siegeskranze*» vorkommt, allgemein südwestdeutsch, findet sich auch bei Schiller. Die Redewendung «*auf dem Stockzahn lachen*» (verhalten lachen), die Raabe im «*Schüdderump*» (Bd. 8, S. 65) braucht, wird von Hahne als in Norddeutschland ungebräuchlich bezeichnet; Gotthelf hat sie einmal in «*Uli der Knecht*». Könnte nicht auch Stuttgart als Vermittler des Ausdrucks in Frage kommen?

Mehr ins Gewicht als formale Ähnlichkeiten fallen nach Hahne sachliche, also inhaltliche. Das meiste von dem, was er anführt, ist aber nur von ferne oder auch gar nicht vergleichbar. «*Meister Autor*» und «*Geld und Geist*» haben nichts miteinander gemeinsam als die sehr allgemeine Wahrheit, dass Geld vom Übel sein kann. Und der überlegen-schalkhafte und doch gütige «*Hans Joggeli der Erbvetter*» kann wirklich nicht verglichen werden mit dem Ritter von Glaubigern oder mit Fabian. In keinem Fall liegt Ähnlichkeit im Charakter oder in Erzählmotiven vor. Diejenigen von «*Hastenbeck*» und «*Anne Bäbi Jowäger*» sind Hahne entgangen. Dagegen verweist er – wie mir scheint, mit Recht – auf ähnliche Motive in Gotthelfs geschichtlicher Erzählung «*Kurt von Koppigen*» und Raabes «*Die Innerste*». Der zum Buschklepper herabgesunkene Junker Kurt – die Geschichte spielt in der Zeit des Faustrechts, also im späteren 13. Jahrhundert, im Oberaargau – versteckt sich mit seinen Spiessgesellen öfters in einer Räuberherberge zwischen Sumpf und Busch, die auffallend an die Buschmühle in der «*Innerste*» erinnert. In beiden Erzählungen haben die Wirtsleute eine Tochter von wildem Aussehen, die Kurt bzw. dem Müllerssohn wohlgesinnt ist; aber während Kurt durch das Mädchen vor dem tödlichen Stich eines Räubers gerettet wird, will Doris Radebrecker aus getäuschter Liebe das Eheglück des jungen Albrecht Bodenhausen vernichten. Und schliesslich spielt die Sage von der wilden Jagd in beide Erzählungen hinein. In der «*Innerste*» sprechen die Männer davon, gerade als die Häscher eindringen. Kurt dagegen erlebt sie mit all ihrem Grauen. Aber sie wird zur Ursache seiner Umkehr, er wird ein guter Familienvater, wie ja auch der junge Bodenhausen. Wie im Falle von «*Hastenbeck*» liegen also auch hier ähnliche Motive vor, die durchaus – ihre Mehrzahl spricht dafür – durch Gotthelf angeregt sein könnten. Aber ihr Stellenwert ist bei Raabe ein anderer. In der «*Innerste*» steht die Bedrohung durch die wilde Natur und die ebenso wilden Zeitläufte (es sind ja die gleichen wie in «*Hastenbeck*») im Vordergrund. Auch «*Kurt von Koppigen*» spielt in einer bösen Zeit, aber über dem Ganzen liegt gleichwohl eine humorvolle Stimmung¹⁰. So dienen gerade die Ähnlichkeiten dazu, die Art der beiden Dichter schärfer zu profilieren.

¹ Die Werke Raabes werden nach der Braunschweiger Ausgabe zitiert, diejenigen Gotthelfs nach: Sämtliche Werke, Erlenbach-Zürich, 1921 ff. – ² Werner Günther, Jeremias Gotthelf, Berlin 1954 (2. Aufl. von *Der ewige Gotthelf*, Erlenbach-Zürich 1934), S. 296. – ³ Werner Günther, *Neue Gotthelfstudien*, Bern

1958, S. 163. – ⁴ Kurt Guggisberg, Jeremias Gotthelf als Theologe, in: *Führer zu Gotthelf und Gotthelfstätten*, hrsg. von W. Laedrach, Bern 1954, S. 123. – Ernst Berneburg, Jeremias Gotthelf im Kloster Loccum, in: *Geschichten aus dem Kloster Loccum*, hrsg. von Hans Hirschler und Ernst Berneburg, Hannover 1980, S. 91–

95. – ⁵ Dorothea Bänisch, Die Bibliothek Raabes, Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 1970, S. 98. – ⁶ Werner Günther, Jeremias Gotthelf, S. 165. – ⁷ Karl-Jürgen Ringel, Wilhelm Raabes Roman «Hastenbeck», Bern 1970, S. 13 ff. – Derselbe im Nachwort zu seiner «Hastenbeck»-Ausgabe (Insel-Taschenbuch 563), Frankfurt a. M. 1981, bes. S. 220 ff. – Derselbe, Die zitierte Idylle. Arkadische Sehnsucht und soziale Kritik in «Hastenbeck», Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 1981, S. 225–242 (Diskussion darüber auf dem Internationalen Symposium der Raabe-Forschung in Jahr-

buch 1982, S. 74–76). – ⁸ Mitt. 1938, S. 34 bis 61. – Ich verdanke die Kenntnis dieses Aufsatzes Herrn Emil Waltemath in Braunschweig. – ⁹ So S. 43: «Alles an ihm war deutsch, sein breites fälisches (!) Gesicht . . .» – Der Kampf der Berner gegen die eingedrungenen Franzosen 1798 (in «Elsi die seltsame Magd») heisst «der deutsche Widerstand». – ¹⁰ «Kurt von Koppigen» kann sicher nicht die «künstlerisch stärkste» von Gotthelfs Novellen genannt werden, wie Hahne meint. Dieses Prädikat dürfte vor allem der «Schwarzen Spinne» zukommen.

KABA STAR - kopieren gesetzlich verboten.



Bauer Kaba AG
Postfach
CH-8620 Wetzikon 1
Telefon 01/931 6111
Telex 875 481

KABA STAR. Denn Sicherheit beginnt beim Schloss.

Wer KABA STAR-Schlüsselkopien unbefugtherstellt, macht sich strafbar. KABA STAR-Duplikate dürfen nur vom Werk und nur gegen Unterschrift der bezugsberechtigten Personen angefertigt werden. Das ist gesetzlich festgelegt. Durch in- und ausländische Patente. KABA STAR ist das Schliess-System, bei dem Sie ein wirklich sicheres Gefühl haben können. Auf lange Sicht. Mehr erfahren Sie bei Ihrem Beschläge- oder Eisenwarenhändler.



NEPTUN
der erfolgreiche
Mischer



Bedienungsfreundliche
Armaturen erleichtern vieles
im täglichen Leben.

Mit nur einem Griff haben
Sie Temperatur und
Wassermenge fest im Griff.

Verlangen Sie
Prospektunterlagen.

OEDERLIN 

Oederlin AG, Armaturenfabrik
5401 Baden Tel. 056 82 01 01